

Klinikclowns auf der Kinderstation

Die kleinste Maske der Welt

„Humor ist die beste Medizin“ - diesen Spruch hat wohl jeder schon einmal gehört. Aber ist da auch etwas dran? Um das heraus zu finden, soll der Einsatz von Klinikclowns wissenschaftlich untersucht werden. Eine Pilotstudie zeigt interessante Ergebnisse. Grund genug für MDK Forum, ein Clown-Team bei der Arbeit zu begleiten.

An einem warmen Frühlingstag warte ich vor der Kinderklinik in Gelsenkirchen-Ückendorf auf Danilo und seinen Partner Philipp. Zwei Männer kommen mir entgegen. Der jüngere trägt einen Rucksack, der andere zieht einen kleinen Trolley. Auf den ersten Blick wirken sie wie ganz normale Besucher. Auf den zweiten erkenne ich eine freundliche Offenheit in den Gesichtern und kleine Lachfältchen an den Augen - ich habe die Clowns gefunden.

Philipp Regener ist knapp über 40 Jahre alt, verheiratet mit einer Klinikclown-Kollegin und hat einen vierjährigen Sohn. Neben seiner Tätigkeit bei „Clownsvisite“ macht der Schauspieler Improvisations- und Unternehmenstheater. Er hat eine Clownsschule besucht und eine einjährige Ausbildung zum Klinikclown absolviert. Nachdem er ein weiteres Jahr lang hospitiert hatte, wurde ein Platz an der Uniklinik Essen frei und schließlich kam Gelsenkirchen dazu. Die Arbeit dort hat einen ganz wichtigen Aspekt: „Wenn wir zu den Kindern gehen, sind wir diejenigen, die nichts von ihnen wollen, kein Blut, keinen Urin, keine Untersuchung, gar nichts. Und wenn sie keine Lust auf uns haben, können sie uns weg schicken“, sagt er.

Keine Manege, sondern eine Arche

Wir betreten das Kinderhospiz „Arche Noah“, eine Einrichtung für unheilbar kranke und mehrfach behinderte Kinder und Jugendliche im hinteren Teil des Klinikgeländes. Bis zu 14 Kinder können hier aufgenommen werden. Heute sind sechs dort, von ganz klein bis ins Teenageralter.

Danilo und Philipp verschwinden im Personalzimmer. Kurz darauf kommen Mozzarella und Rufus wieder heraus. Beide tragen bunte Strickmützen, teilweise mit Löchern, einer ein buntes T-Shirt, der andere ein rotes Karo-Jackett und natürlich rote Nasen. „Das ist die kleinste Maske der Welt“, erklärt mir Danilo Bürki, alias Mozzarella: „Sie schützt uns schon ein wenig. Aber die Menschen erfahren trotzdem auch immer etwas über mich. Ich mache ihnen kein Theater vor“, sagt er. Der Clown erzählt mir, er habe vorher keinen genauen Plan, wie die Stunde - kann man es Vorstellung nennen? - ablaufen soll. „Ich kann müde oder betrübt kommen, genauso wie auch gut gelaunt. Keine Grundlage ist besser oder schlechter zum Arbeiten. Das ist etwas, was ich gelernt habe. Selbst wenn ich todmüde ankomme, kann das hinterher wunderbar sein“ erklärt er. Heute ist seine Stimmung seltsam, beschreibt Mozzarella später in einem Lied. Dabei findet er für jedes Kind einen eigenen Ton, mal laut, mal zurücknehmend, mal ein Klopfen auf der Gitarre, mal ein Klacken mit der Zunge. Als ich ihn frage, woher er weiß, wie er welches Kind ansprechen muss, antwortet Danilo: „Das kann ich nicht sagen.“ Kinder mit Behinderungen sind ihm vertraut. Früher hat der 64-jährige als Erzieher in einer Klinik gearbeitet, später in einem

anthroposophischen heilpädagogischen Heim. „Ich habe einfach einen Zugang zu den Kindern. Nicht immer und sofort, aber ich finde immer irgendeinen Eingang, weil ich keine Angst habe, auch nicht vor Gerüchen noch davor, berührt zu werden.“ Neben dem Gelsenkirchener Krankenhaus besucht er alle zwei Wochen eine weitere Klinik und zweimal im Monat ein Altenheim. „Ich mache es sehr gerne, nicht zuletzt, weil ich weiß, dass ich es kann. Und ich werde für etwas bezahlt, was mich zufrieden nach Hause gehen lässt“, sagt Danilo.

Mach Musik, Mozzarella!

„Komm, jetzt genießen wir die Show“, sagt eine Pflegerin zu einem Mädchen im Rollstuhl. Sechs Kinder mit ihren Betreuerinnen, alle freuen sich über den Besuch der Clowns. Zwei der Kinder tragen Helme zur Sturzprophylaxe. Nicht so Ben*. Er krabbelt teilweise auf allen Vieren durch den Raum, fragt mich aufgeregt, ob ich Mozzarella kenne und ruft: „Mach Musik, Mozzarella!“. Daraufhin bewegen sich die beiden gemeinsam zum Nebenraum, um eine Gitarre zu holen.

Leise Töne klingen. „Hörst du etwas? Stimmen die Töne?“ fragt der Clown die Kinder. Die Antwort kommt ohne Worte, Kommunikation auf einer ganz anderen Ebene. So wie bei Moritz*. Er sitzt im Rollstuhl, das Gesicht beinahe vollständig unter einem dicken Kopfschutz verborgen. Wenn er aufgeregt ist, schlägt er sich mit der Faust an die Stirn. Andere reagieren mit einem Blick, manche sogar mit einem Lächeln, jedes Kind auf eine andere Art. „Das ist das Spannende hier, alles andere wäre anstrengend“, lächelt Danilo. Philipp ergänzt: „Ich bin noch im Lernprozess und dabei, genau diese Bedürfnisse zu erkennen. Hier lerne ich eine Art Feintuning in der Deutung. Als ich zum ersten Mal hier her kam dachte ich, ich muss ganz viele verschiedene Sprachen lernen, für jedes Kind eine individuelle.“ Manchmal fängt ein Kind sogar an zu weinen. Das ist gut, sagen die Clowns, denn auch das ist eine Reaktion: „Wir gehen mit den Kindern in Kontakt. Ihre Kommunikationswege sind eingeschränkt, aber an solchen Reaktionen sehen wir, dass wir eine Verbindung zu ihnen haben.“

Die beiden arbeiten inzwischen seit einem Jahr zusammen und wirken sehr eingespielt. Sie gehören zur „Clownsvisite“, einem Verein aus 14 Freiberuflern. Einige kommen vom Straßen-, andere aus dem Improvisations-, Kinder- oder Tanztheater. Manche haben Clownsschulen besucht, andere haben vorher im pädagogischen Bereich gearbeitet. Genauso vielfältig wie die Geschichten der Clowns ist die Art ihrer Bezahlung, die Rechnungen werden auf unterschiedlichste Weise gestellt. Einige Kliniken bezahlen die Arbeit über den Verein, manche Heime bezahlen die Clowns direkt, andere werden von Elternvereinen finanziert.

Wirkung wissenschaftlich belegt

Auch die Wissenschaft interessiert sich mittlerweile für die so genannte Humormedizin. So stieß die Psychologin Dr. Tabea Scheel von der Berliner Humboldt-Universität bei Patienten, Angehörigen, Ärzten und Pflegekräften einer kinderchirurgischen Station auf große Akzeptanz für die Arbeit von Klinikclowns: „Bei den Kindern hat uns das nicht gewundert, aber auch die Mitarbeiter befürworteten die Clownsvisiten, obwohl sie für den Stationsablauf schon eine Zusatzbelastung darstellen“, sagt sie. Laut Angaben der Eltern hätten sich die Kinder nach einem Besuch der Clowns - hier vom Verein „Grypsnasen“ - wohler gefühlt als

die Kinder in der Kontrollgruppe. Diese Wirkung sei tatsächlich messbar, erklärt Prof. Matthias Nauck vom Institut für Klinische Chemie und Laboratoriumsmedizin: „Der Oxytocin-Spiegel fällt nach der spielerischen Begegnung mit den Clowns höher aus.“ Oxytocin gilt als „Glückshormon“ und als Indikator für Vertrauen. In einer Pilotstudie hat Nauck mit seinem Team Speichelproben von 31 Kindern zwischen vor und nach dem Besuch eines Klinikclowns untersucht. Der durchschnittliche Oxytocin-Spiegel stieg im Vergleich zum Ausgangswert um etwa 30 Prozent. Eine umfassende Anschlussstudie soll diese Ergebnisse nun wissenschaftlich sichern.

Stationswechsel

Der nächste Weg führt uns ins Stationszimmer der Kinderstation, vor eine Tafel, auf der Namen und Zimmernummern stehen. Hier treffen die Clowns in der Regel jede Woche andere Kinder. „Die Clowns sind da, hallo ihr Nasen!“ ruft eine der Schwestern. Manche Clowns wollen ganz genau wissen, welche Kinder welche Krankheiten haben. Danilo nicht: „Ich muss nur wissen, ob ein Kind blind ist oder ob ich in ein Zimmer aufgrund einer Ansteckungsgefahr nicht hinein darf. Manchmal muss ich noch wissen, welche Sprache gesprochen wird und welche nicht. Das reicht mir schon. Dann bin ich vor jedem Zimmer unvoreingenommen“, sagt er. „Zimmer zwei, drei, vier und fünf, da könnt ihr rein. Und in die 10 bis 12“, erklärt die Stationschwester. Na dann los.

Ein Blick von Mozzarella ins Zimmer, an den Türrahmen gelehnt. „Wir wollten eigentlich nur „Hallo“ sagen.“ Ein Kinderglucksen kommt vom Bett aus zurück, was schließlich in einem Kichern endet. Eine ganz einfache Geschichte, bei der das kleine Mädchen bis drei zählen soll, damit die Clowns ins Zimmer kommen und „Hallo“ sagen sollen. Es ist wunderbar. Ein fröhliches Lachen. Ein leicht überraschter, aber glücklicher Vater. Wie oft er seine Tochter hier wohl so lachen gehört hat? Der nächste Patient schläft. Ein Zimmer weiter liegt ein junges Mädchen im Bett. Der Ton der Clowns wird ruhiger, ernster. Dann treffen wir ein Mädchen im Rollstuhl. Danilo erkennt ihre Mutter: „Wir haben uns aber lange nicht gesehen!“ „Ja, Gott sei Dank!“, antwortet sie. Alle lachen. Später nimmt sie den Clown in den Arm. „Wir waren nur zur Kontrolle und werden morgen hoffentlich entlassen“, sagt sie erleichtert.

Es steht außer Frage: Zuwendung und Zuversicht sind heilsam, aber nur in aufrichtigem menschlichem Kontakt. „Es ist unser Job, Geschichten zu erzählen. Das gibt's nicht als Tablette und das wird uns auch niemals eine Maschine abnehmen können“, sagt Rufus: „Wir nehmen unsere Imagination, unsere Kreativität und das, was wir selbst sind, gehen in ein Krankenzimmer und mischen alles zusammen und machen daraus etwas, was anderen vielleicht Freude macht.“

**Name von der Redaktion geändert*

Dr. med. Martina Koesterke

Medizinischer Dienst des Spitzenverbandes Bund der Krankenkassen e.V. (MDS)